



**Organ des
Vereins Zukunft Muotathal**

.....

Im Brennpunkt **Pöstler unter Druck**

■ *Nur eine von fünf Poststellen ist geblieben*

Die Post schreibt satte Gewinne. Für das Jahr 2010 waren es 910 Millionen Schweizer Franken. Davon flossen gleich 200 Millionen zurück an den Bund als Eigentümer. Erfreulich, wenn es einem Unternehmen gut geht, doch hat die Medaille auch eine Kehrseite.

| Peter Betschart und Walter Gwerder

Von fünf Poststellen auf eine reduziert

Seit die Post in sieben Konzernbereiche aufgeteilt ist, schreibt sie Gewinne in dreistelliger Millionenhöhe. Waren es 2001 noch gute 194 Millionen, hat sich der Gewinn laufend erhöht auf über 900 Millionen. Einzig der Bereich Poststellen und Verkauf ist defizitär; im Jahr 2010 war es ein Minus von 108 Millionen Franken. Das steckt ein Betrieb mit solchen Gewinnen doch leicht weg, würde man meinen. Und schliesslich haben wir uns doch schon gesund geschrumpft im Muotatal. Von ehemals vier, respektive fünf Poststellen inklusive Illgau, ist noch eine einzige geblieben. Ist nun auch die in Gefahr? Nicht wirklich – im Moment zumindest – doch sind ständig Anpassungen in Gang. Das Ziel ist klar,

auch den Bereich Poststellen und Verkauf kostendeckend führen zu können. Dazu werden mit den leitenden Angestellten Zielvereinbarungen gemacht, die dann im-

mer und immer wieder kontrolliert werden. Dass die Steigerung im Verkauf und die Reduktion in den Stunden/Personen angestrebt wird, ist offensichtlich. Das er-



Die teilweise fast lautlosen Mofas der Pöstler können nicht über gewisse Misstöne bei der Arbeitssituation der Angestellten hinweg täuschen.

zeugt in den Front-Office-Mitarbeitern, wie sie heute heissen, Druck und auch Ängste um die zukünftigen Stellenprozente.

Einblicke von oben

Während ich zu meiner Schulzeit noch Einzahlungen bei Paul Ulrich im Schönenboden machen musste, weil meine Mutter offenbar wusste, dass die Erhaltung dieser Poststelle damals von der Anzahl Einzahlungen abhängig war, hat sich da Grundlegendes geändert. Entscheidend sind heute die an den Kunden verkauften oder erbrachten Dienstleistungen, respektive der damit erwirtschaftete Ertrag. Die Poststellen haben «diversifiziert» und bieten eine ganze Palette von Produkten an, die auf den ersten Blick branchenfremd sind: Papeterieartikel, Bücher, Streckenabos der AAGS oder SBB, Mobilfunktelefone, Versicherungen und sogar ein Strafregisterauszug kann am Schalter beantragt werden. Die Abrechnung mit der Zentrale läuft rund um die Uhr und Bern kann jederzeit mitverfolgen, wie viele Kunden an einem Morgen mit welchen Dienstleistungen in durchschnittlich welcher Zeit bedient worden sind/ist. Diese Errungenschaften der Technik sind hilfreich und gleichzeitig gefährlich, wenn an den Kontrollstellen nur die Gewinnmaximierung angestrebt wird. Der «grosse Bruder» von George Orwell lässt grüssen.

Sorge tragen zur Poststelle

In Illgau, Lauerz und Morschach hat es keine Poststelle mehr. Anstelle dieser sind sogenannte Agenturen installiert worden; auf der Gemeindeverwaltung oder in einem Geschäft. Das spart Personal und Kosten. Pikantes Detail: Einzahlungen können nicht in bar, sondern nur mit der Postcard getätigt werden. Im Ried und in abgelegeneren Gebieten wird als drittes Modell der Hausservice angeboten. Die Leute können dann – wie früher – beim Briefträger (heute Logistikassistent) Briefe aufgeben und Einzahlungen machen. Wie wird entschieden, ob eine Poststelle, eine Agentur oder ein Hausdienst angeboten wird? Sie haben es sicher bereits erraten, mit dem Umsatz. Falls dieser fehlt, wird nach Möglichkeiten geschaut, wie Personal oder Stunden abgebaut werden können. Eine Poststelle, die aber nicht mehr ständig bedient ist, wird auch weniger aufgesucht. Dies führt dann zu einer weiteren Abnahme der Briefpost, der Zahlungen, der Paketannahmen und letztlich auch wieder der Kunden. Ein Teufelskreis.

Gemäss Peter Camenzind, Poststellenleiter in Muotathal, haben es die Einwoh-

ner mit ihrem Verhalten in der Hand, zu ihrer Poststelle Sorge zu tragen. Er selbst ist bemüht, einen guten Service und Freundlichkeit zu bieten. Die Post an sich beschäftigt es wenig, ob wir in Muotathal eine eigene Poststelle haben oder auf der Kanzlei eine Agentur eingerichtet ist. Das Postgesetz verpflichtet sie einzig dazu, «für alle Bevölkerungsgruppen in allen Landesteilen eine ausreichende und preiswerte Grundversorgung zu gewährleisten.» Mit jedem Gang auf die Post helfen wir mit, die Poststelle zu erhalten; Jammern im Nachhinein nützt dann nichts mehr.

Entscheidende Sekunden!?

Der ganze Zustelldienst ist heute von der Poststelle abgekoppelt und heisst PostMail. Vordergründig hat sich da nicht viel geändert, doch beim «Anäluägä» zeigt sich eine ähnliche Situation wie bei Poststellen und Verkauf. Als Beispiel soll eine Beobach-

tung dienen. Ende Mai verteilte ein Briefträger im Schachen die Post und fuhr dabei von Haus zu Haus. Im Abstand von einigen Dutzend Metern folgte ihm eine zweite Person, ebenfalls auf einem Mofa, aber mit einem Scanner ausgerüstet. Da war ein sogenannter «Optimierer» am Werk. Der Scanner misst die Zeit und auch erfahrene Briefträger müssen sich da schon mal sagen lassen, wie sie Haus X anzufahren haben oder einen Briefkasten füllen müssen. Eingesparte Sekunden offenbaren Sparpotenzial. Es ist auch bei diesem Instrument so, dass Bern via GPS jederzeit kontrollieren und mitschauen könnte; wie mir eine ehemalige Mitarbeiterin der Post mitgeteilt hat. Warum braucht Logistikassistent A fünf Minuten länger als seine Kollegin? Letztlich sind Daten da, um ausgewertet zu werden. Damit werden die Angestellten der Post gläsern; ihre Arbeit ist vergleichbar.



Die «gute alte Zeit», als der Briefträger auf der Tour noch einen Hund dabei haben durfte.

Eine globale Studie zeigt, dass die Postliberalisierung in Europa verheerende Folgen hat. Sie führt ohne Ausnahme zu erhöhter Arbeitslosigkeit, verschlechterten Arbeitsbedingungen und schlechterem Service für Kunden.

Vertrauen contra Misstrauen

Die ständigen Neuerungen fordern immer wieder ein Umdenken, Neuankpacken. Das ewige Verbessern signalisiert indirekt auch Misstrauen am Geleisteten. Wäre da nicht doch noch etwas mehr herauszuholen? Der persönliche Entscheidungsspielraum der Angestellten wird kleiner und kritisches Mitdenken ist weniger gefragt als früher. Unter solchen Umständen ist es schwierig, ein gutes Arbeitsklima zu haben. Nicht umsonst liegen zur Zeit zwei Kündigungen von Team-Leitern vor. Der Druck zwischen den Fronten war zu gross. Die Post verliert damit zwei verdiente Mitarbeiter im besten Alter. Kann sie sich das leisten?

Was ist die Ursache dieser Entwicklung?

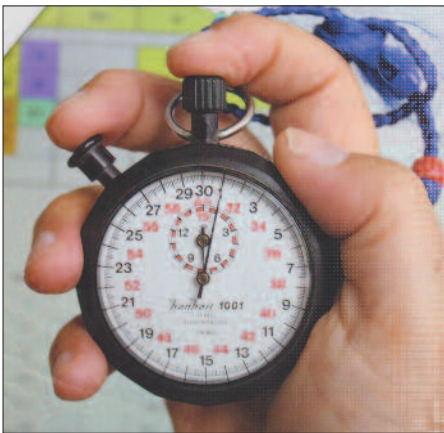
Am 31. Dezember 1997 beschloss das Parlament in Bern, die PTT (Post – Telefon – Telegraph)schrittweise zu liberalisieren, zu deregulieren und so dem freien Markt zu öffnen. Damit die Post, wie sie nun hiess, im freien Markt bestehen konnte, war sie gezwungen, Kosten einzusparen. Genügte es dem Parlament bisher, dass die PTT kostendeckend arbeitete, musste nun die Post Gewinne erzielen. Wie bei allen Restrukturierungen geht dies am leichtesten über das Personal. So wurden im Zuge dieser Optimierung und Effizienzsteigerung unzählige kleine und unrentable Poststellen geschlossen und damit Kosten und Personal eingespart. Um mit den Nachbarländern Deutschland, Frankreich und Italien Schritt halten zu können und weiteres Personal und Kosten einzusparen, sind drei riesige Briefversandzentren gebaut worden, wo die Automatisierung im Ver-

sand und der Verarbeitung stark vorange-
trieben worden sind. Und die Automatisierung wird weitergehen. So ist dem Vernehmen nach geplant, dass in den Versandzentren die Briefpost für jeden Zustellkreis

in der Schweiz fertig sortiert und eingereiht wird. Für den Pöstler entfällt damit die Arbeit des Sortierens und Einreihens. Dies hat wiederum nur ein Ziel: Zeit und Personal einzusparen.



Ein nicht wegzudenkender Bestandteil des Dorflebens: Posthalter und Briefträger. Hier an der Moosfahrt von 1977.



Das Sprichwort «Zeit ist Geld» ist nicht nur bei der schweizerischen Post, sondern in vielen Bereichen der heutigen Arbeitswelt zum alles beherrschenden Leitmotiv geworden. Die Auszahlung einer AHV dauert im Durchschnitt 43 Sekunden und fünf Stellen dahinter!

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes werden keine Personennamen genannt. Alle Gesprächspartner arbeiten gerne bei der Post und machen täglich zuverlässig ihren Job.

Der Leidensweg eines Teamleaders

Anhand eines Kurzportraits sei hier der Werde- und Abgang eines Teamleaders, nennen wir ihn Franz, nachgezeichnet. Franz stammt aus einer Pöstlerfamilie. Schon sein Urgrossvater, Grossvater und Vater waren für die PTT tätig. Daher war es denn auch selbstverständlich, dass auch er die Pöstlerlaufbahn einschlug. Nach der Lehre war Franz zuerst als Betriebspraktikant in verschiedenen Postämtern tätig. Nach diesen Lehr- und Wanderjahren wurde er als Zustellbeamter in der Innerschwyz fest angestellt. Franz hatte Freude an seinem Beruf und fast nichts war ihm zu viel und er meisterte die aufgetragenen Aufgaben souverän. Die Arbeit ging ihm gut von der Hand.

Durch Weiterbildungskurse wurde Franz zum Teamleader befähigt und als solcher dann auch gewählt. Eine echte Herausforderung, denn nun war er für 15 bis 17 Pöstler und Pöstlerinnen oder Logistikassistenten/innen, wie sie nun heissen, verantwortlich. Franz nahm diese neue Aufgabe ernst. Jetzt hiess es, für diese MitarbeiterInnen den Zustelldienst zu organisieren und die Personalplanung, sprich Ferien, Ablösungen und Militärdienst so zu planen, dass jederzeit der Zu-

stelldienst gewährleistet ist. Im weiteren das Führen des Zustellteams und dessen Beurteilung mittels Zielvereinbarungen, sowie den eigenen Vorgesetzten bei Arbeitszeitberechnungen unterstützen. Ist es schon nicht immer einfach, die Ansichten von 15 unterschiedlichen Personen unter einen Hut zu bringen, so sind die Forderungen (Zielvereinbarungen) der Vorgesetzten, die immer darauf darauf abzielen, Zeit und damit Personal einzusparen, noch schwieriger umzusetzen. Personelle Abgänge werden nicht mehr ersetzt und deren Arbeit auf die übrigen Mitarbeiter verteilt. Im Endeffekt bedeutet dies, immer mehr Arbeit in kürzerer Zeit auszuführen. Im Klartext: Die heutigen Pöstler und Pöstlerinnen sind fast ständig unter Druck. Druck erzeugt Gegendruck, das Arbeitsklima verschlechtert sich, Mitarbeiter werden krank. Wenn ein Teamleader nicht über eine seelische Hornhaut verfügt, geht dieses ständige Druck-Ausüben-Müssen den meisten Teamleadern an die Nieren. So auch Franz. Wie reihenweise Teamleader vor ihm, kündigt Franz nach 26 Dienstjahren bei der Post und tritt in die Privatwirtschaft über.

Mit dem Rucksack durch Israel

■ Drei Muotathalerinnen unterwegs im Heiligen Land

Wer gerne verreist, hat die Qual der Wahl – denn die Welt ist riesig und die Zeit meist beschränkt. Doch wer eine Reise macht, kann nachher etwas erzählen.

I Brigitte Büchel

So erging es mir im letzten Sommer, als ich mit Manu Suter (Sandstrahlers) und Claudia Pfyl Ferienpläne schmiedete. Über die ausgebreitete Weltkarte gebeugt, konnten wir uns nicht einigen, wo wir unsere Ferien verbringen wollten. Deshalb sollte der Zufall entscheiden. Wir tippten blind irgendwo auf die Karte und der Finger zeigte auf den Nahen Osten. So kam es, dass drei Talerinnen schon wenige Wochen darauf in einem Flieger nach Israel sasssen.

Aktiv in Tel Aviv

Tel Aviv ist eine extrem lebendige Stadt, was wohl zum Teil daran liegen mag, dass die Bevölkerung sehr jung ist. Das Ziel der meisten jungen Leute des ganzen Landes ist in der Grossstadt zu leben. Die Menschen sind aber auch im Allgemeinen sehr aktiv. Vor allem der über 13 Kilometer lange Strand dient als Sportplatz für Jogger, Surfer und Beachvolleyballer, die sich oft auch lange nach Mitternacht noch austoben. Wir wunderten uns erst ein bisschen über diese nächtlichen Aktivitäten, doch schon in der Nachmittagshitze des nächsten Tages verstanden wir, dass es tagsüber einfach zu heiss für alles ist – ausser zum Baden.

Reise nach Jerusalem

Von der Grossstadt am Mittelmeer führte unsere Reise in die Hauptstadt Jerusalem. Eine wunderschöne Stadt, die durch ihr buntes Gemisch aus verschiedenen Kulturen und Religionen fasziniert. Die Altstadt ist umgeben von einer hohen Mauer und aufgeteilt in ein jüdisches, christliches, armenisches und ein muslimisches Viertel. Für Chris-ten, Juden und Muslime gleichwohl ist Jerusalem eine heilige Stadt. So verwundert es auch nicht, dass es hier, wo sie alle auf engem Raum zusammenleben, nicht selten zu Konflikten kommt.

An einem schönen Nachmittag besuchten wir den berühmten Ölberg, wo es einige christliche Kirchen und Kapellen zu besichtigen gibt, obwohl der Hügel von Muslimen bewohnt wird. Auf dem Rückweg verirrten wir uns in einem der chaotischen Araberdörfer und fanden lange nicht mehr



Ein Blick über die Altstadt von Jerusalem.

aus dem Irrgarten der verwinkelten Gassen heraus. Die Anwohner jedenfalls starrten uns nur durchdringend an, halfen uns aber nicht – im Gegenteil: Ein paar Bengel warfen sogar Steine nach uns.

In Jerusalem könnte man Monate verbringen, so viel gibt es zu entdecken. Wir sahen unter anderem die weltbekannte Klagemauer, wo die jüdischen Mitmenschen zum Beten hinkommen; den Felsendom mit seiner prächtigen goldenen Kuppel, der als ein Heiligtum des Islam gilt (darum wurden wir da auch nicht reingelassen); und die 12 Stationen, die den Kreuzweg Christi repräsentieren.

Baden im Toten Meer und Besuch im Kibbuz

Ein Bad im berühmten Toten Meer im Osten des Landes wollten wir uns auf keinen Fall entgehen lassen. Weil der Salzgehalt des Wassers sehr hoch ist – zirka 30 Prozent – gibt es in diesem Meer keine Lebewesen. Nur Menschen, die darin baden und sich daran erfreuen, dass sie nicht untergehen. Man sagte uns, das Wasser und auch der Schlamm vom Boden habe eine wohltuende Wirkung, weshalb wir uns dann auch kräftig mit dem braunen Matsch einrieben.

Nahe dem Toten Meer liegt der jüngste Kibbuz Israels. Per Zufall lernten wir jemanden aus dieser Siedlung kennen und wurden sogar dorthin eingeladen. Kibbuzim sind Siedlungen, in denen eine sozialistische und kommunistische Ideologie

vertreten und freiwillig danach gelebt wird.

Eilat – die südlichste Stadt Israels

Nachdem wir uns vom Kibbuz Kalya und von unserem lustigen Gastgeber verabschiedet hatten, ging es ab in den Süden nach Eilat ans Rote Meer. Die fünfstündige Busfahrt führte durch die Wüste Negev, welche sich über mehr als die Hälfte der Landesfläche Israels erstreckt. In Eilat besuchten wir ein Riff, wo man Delfine beobachten und sogar mit ihnen schwimmen und tauchen konnte. Hin und weg von der Begegnung mit diesen eindrucksvollen Tieren setzten wir uns später in eine Kneipe, wo wir prompt zwei Schweizer antrafen.

See Genezareth und Galiläa

Als Nächstes wollten wir Galiläa erkunden und fuhren so wieder in den Norden nach

Israel liegt zwischen Asien und Afrika, grenzt an die Staaten Libanon, Syrien, Jordanien und Ägypten sowie ans Rote und ans Mittelmeer. Das Land ist etwa halb so gross wie die Schweiz und hat ca. 7.6 Mio Einwohner von denen drei Viertel jüdisch sind. Der Rest der Bevölkerung ist arabischer Herkunft oder gehört einer Minderheit an. Die Landessprachen sind Hebräisch und Arabisch.

Tiberias. Von hier aus wollten wir den See Genezareth umrunden. Aber wie? Zu Fuss war es viel zu weit, ein Auto hatten wir nicht und Busse fuhren nur sehr sporadisch. Der Hausherr unserer Herberge erklärte, man könne in dieser Gegend problemlos per Anhalter reisen, was wir dann auch machten. Tatsächlich erwies sich diese Art zu reisen als Glückstreffer. Die Leute, die uns jeweils ein Stück mitnahmen, waren freundlich und sehr grosszügig. So wurden wir zum Beispiel mit Mangos beschenkt und sogar zum Essen eingeladen. Die Tour rund um den See bot einige interessante Etappen. So lernten wir in Capernaum den Vorsteher einer Apostelkirche kennen, bewunderten auf dem Berg Golan die Aussicht und besuchten die Taufstätte von Jesus an der Jordanmündung.

Zwei Wochen sind vorbei

Da ich einige Tage früher zurück flog als meine beiden Kolleginnen, trat ich die Heimreise allein an. Schon auf dem Weg zum Flughafen verirrte ich mich ein wenig und fürchtete schon, den Flieger zu verpassen. Als ich eine Passantin nach dem Weg fragte, hielt diese kurzerhand ein Taxi an, sagte etwas zum Fahrer und winkte mir noch lachend nach – sie hatte einfach so die Fahrt für mich bezahlt ohne mich zu kennen.

Endlich beim Flugplatz angekommen, verliess mich dann aber das Glück. Die



Die weltbekannte Klagemauer.

netten Leute von der Gepäckkontrolle trauten mir wohl nicht recht und durchsuchten meinen Rucksack und mich ge-

schlagene drei Stunden lang, so dass ich am Ende doch noch meinen Flug verpasste.



Die Taufstätte Jesu an der Jordanmündung.

Impressum «Zirk»

Zeitung des Vereins Zukunft Muotathal
www.zukunft-muotathal.ch

Erscheint vierteljährlich

Abonnement/Adressänderungen:

Rösly Gasser Betschart

Wil 43, 6436 Muotathal

roesly-gasser@bluewin.ch

Zahlung: Raiffeisenbank Muotathal

PC 60-3767-2

«Verein Zukunft Muotathal»

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 25.–

Redaktion: Walter Gwerder,

Peter Betschart, Ueli Betschart,

Brigitte Büchel, Remy Föhn,

Alois Gwerder, Manuela Hediger,

Brigitte Imhof, Walter Imhof,

Konrad Bürgler

Die Verantwortung für die Artikel liegt bei den Autoren

Layout: Daniel Bürgler

Druck:

Bucher Druckmedien AG, Vitznau

Lektor: Peter Betschart

Wer Mitglied des Vereins Zukunft

werden möchte, melde sich bei der

Redaktionsleitung:

Walter Gwerder, Marktstrasse 57

6436 Muotathal, Tel. 041 830 11 79

E-Mail: walter.gwerder7@bluewin.ch

Der letzte seiner Standes

■ *Alois Langenegger, ds Eggbaschä Aläwisi, Küfer, Holzschuh- und Horrämänärmacher*

Noch vor 30 Jahren wurden Holzschuhe oder Länderböden, wie sie auch genannt wurden, in den Versandkatalogen von Schuhgeschäften angeboten. Der Holzschuh ist längst aus dem Sortiment verschwunden und damit auch ein Erwerbszweig, der doch einigen einen Zusatzverdienst brachte.

I Walter Gwerder

Zählte man vor 50 Jahren noch drei Holzschuhmacher im Tal, wovon mein Vater gar eine mechanische Holzschuhmacherei betrieb und ca. alle 14 Tage eine grosse Holzkiste voll an Schuhgeschäfte ins Unterland verkaufen konnte. Heute ist nur noch Alois Langenegger, ds Eggbaschä Aläwisi, übrig geblieben, der dieses Handwerk auch nur noch mehr als Hobby betreibt. Nebst den Holzschuhen fertigt er auch «Horrämänär» an Küfereiartikel wie: Muttli, «Siänä» «Mälchtärä» und Melkeimer her. Das Handwerk eines Küfers hat ihm Martin Imhof, ds Hofer, beigebracht. Wie Alois selber seit über zwanzig Jahren war Martin Imhof jahrzehntelang als Vorarbeiter in der Kistenfabrik Imhof (früher Kübelfabrik) tätig.

Holzschuhmacher und Mänärflicker...

...steht auf der Holztafel, die neben der Haustür von Alois Langenegger angebracht ist. Das handwerkliche Geschick hat Alois von seinem Vater Georg Anton Langenegger geerbt. Im Heimwesen Egg ob dem Stalden hatte schon sein Vater eine kleine Buutig eingerichtet, wo die alltäglichen Sachen repariert und auch selber hergestellt wurden. So befand sich in dieser kleinen Buutig eine uralte Bandsäge, die



An einem alten Horrämänär setzt Aläwis ein neues Joch ein.

Alois beim Bau seines neuen Haus in die Tschalun zügelte. Obwohl wahrscheinlich 80 Jahre alt, funktioniert sie immer noch einwandfrei.

Dem Alois seine «Buutig»

Allein die Ausstattung ist sehenswert und hat einen eigenartigen Charme. Man könnte sie auch als ein Museum alter Werkzeuge bezeichnen. Da trifft man auf alte Werkzeuge, die längst keine Verwendung mehr findet, da heute bessere und genauere Werkzeuge die Arbeit erleichtern. Nur Alois braucht diese Werkzeuge hin und wieder. Zurzeit hat er gerade einen «Horrämänär» an der Arbeit, den er am Feierabend repariert. Diese Arbeit macht Alois Freude. Vor allem im Winter, wenn er nicht in die «Wildi» in den hinteren Heubrig gehen kann, ist Alois fast in jeder freien Minute in seiner «Buutig» anzutreffen und werkelt an etwas herum.

Holzschuhe fast nur noch für Liebhaber

Die Nachfrage nach Holzschuhen, «Horrämänär» und Küfereiartikeln ist nicht gross. So zwischen 10 bis 20 Paar Holzschuhe fertigt Alois im Jahr noch an. Die gehen an Liebhaber von überall her. Neue Horrämänär muss er nur noch selten anfertigen, da niemand mehr «winters» ins Heu geht. Am meisten hat er, wie gerade jetzt, «Horrämänär» zum flicken. Die Nachfrage nach Küferartikeln wie Muttli, Siänä, Ankälirä und Tausä ist fast gänzlich erloschen.

Holzschuhe anfertigen als Kurs

Schon wiederholt konnte Alois im Kurszentrum Ballenberg Kurse für das Holzschuhe anfertigen geben. So auch dieses Jahr. Zwei Tage dauern solche Kurse und am Schluss können die Teilnehmer ein selbstgemachtes Paar Holzschuhe nach Hause nehmen. Diese Kurse sind lohnend und macht Freude, dieses alte Handwerk weiterzugeben.

Hat dieses alte Handwerk Zukunft?

Als Beruf sicher nicht, aber als Freizeitbeschäftigung kann ich mir vorstellen, dass es noch weiterlebt. Alois möchte jedenfalls dieses Handwerk ausüben, solange es geht. Es bestehen auch gute Aussichten, dass sein Sohn Dominik einmal dieses alte Handwerk auch lernt. Er möchte nämlich Schreiner werden. Das sind die besten Voraussetzungen dafür.

Alte Werkzeuge

Stäcbbütl und Hohlmeissel
Zügmässär
Hobel
Näppär
Sparsagä
Waldsagä
Fuchsschwanz
Bliiwaag
Schnätzesul

Kurzportrait von Alois

Name: Alois Langenegger
Jahrgang: 1954
Verheiratet: Mit Margrit Gwerder
Kinder: Ein Sohn und zwei Töchter
Beruf: Schreiner in der Kistenfabrik Imhof
Hobbys: Wildiheuen, Holzschuhmacher und Mänär flicken und alte Häuser ausbauen

An der Weltmeisterschaft im Tontaubenschiessen

z'Bäschelers Sebel erzählt von seiner Leidenschaft für den nicht ganz alltäglichen Sport

Spaziert man vom Schlattli Richtung Muotathal, kommt man an der Schiessanlage im Selgis vorbei. Manch einer mag sich schon gewundert haben, über die kuriosen orangen Scherbenberge, die sich hinter der Anlage türmen. Tatsächlich sind das Tontauben oder genauer gesagt die Überreste der Scheiben, mit welchen die Schützen trainieren.

| Manuela Hediger

Eine Gruppe von Schützen übt regelmässig das Tontaubenschiessen im Selgis, unter ihnen z'Bäschelers Sebel. Vom Tontaubenschiessen spricht man allerdings nur hierzulande. Ausserhalb der Schweiz lautet die offizielle Bezeichnung Flugscheibenschiessen, da die Anspielung auf ein Tier in Schützenkreisen verpönt ist. Ebenfalls falsch ist die Annahme, die Flugscheiben bestünden aus Ton. Die im Selgis verwendeten Tontauben sind aus biologisch abbaubarem Harz gemacht.

Ob nun von Tontauben oder Flugscheiben gesprochen wird, spielt für Josef Gwerder keine Rolle. Für ihn übt der Sport eine ganz besondere Faszination aus, da er Präzision, Schiessfertigkeiten, aber auch taktisches Vorgehen vereint.

Alles begann mit einer Schrotflinte

Vor gut drei Jahren kaufte sich Gwerder eine Schrotflinte. Im damaligen Provisorium im Selgis testete er die neu erworbene Waffe und «ballerte» ein wenig herum. Als plötzlich ein anderer Schütze neben ihm stand und ihn fragte, ob es ihm eigentlich nur ums «Chlepfä» gehe oder ob er auch etwas treffen wolle, war das der Startschuss einer bis dato ungebrochenen Faszination für das Tontaubenschiessen. Unter der Anleitung des ehemaligen Jagdsportschützen und mehrfachen Schweizermeisters Roger Huser übte Gwerder fortan in einer kleinen Gruppe das Schiessen.

8000 Schuss und viel Disziplin

Im selben Jahr besuchte z'Bäschelers Sebel als Zuschauer die Schweizer Meisterschaft der Tontaubenschützen. Begeistert von der Schiessfertigkeit fasste er den Entschluss, dass er selber einmal bei einer Schweizer Meisterschaft mit schiessen möchte. Er begann häufiger und diszipliniert zu trainieren und feuerte so in einem Jahr ca.



Die Präzision, mit welcher die Schützen die Scheibe im Flug treffen, ist beachtlich.

8000 Schuss ab, was für einen Freizeitschützen eine beachtliche Anzahl abgefeuerter Patronen ist.

Im Herbst 2008 nahm Gwerder zum ersten Mal an einem Turnier teil. Dort wurde er aber hart auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt, als er feststellte, dass eine Meisterschaft ein ganz anderes Kaliber ist, als das Üben in der Schiessanlage. Wenn die Nerven nicht mitspielen ist das eine delicate Angelegenheit. Statt aber den Kopf in den Sand zu stecken, nahm Gwerder fortan an jedem Turnier in der Schweiz und im näheren Ausland teil, um routinierter zu werden, bis er im August 2009 an der Schweizer Meisterschaft in Sanct Blaise die Anstecknadel als Drittplatzierter in der Kategorie Senioren 2 entgegen nehmen durfte.

Weltmeisterschaft in Arezzo (Italien)

Angestachelt vom Erfolg meldete sich z'Bäschelers Sebel 2010 für die Weltmeisterschaft im Tontaubenschiessen an. Insgesamt nahmen 1300 Schützen aus der ganzen Welt teil. Der Wettkampf selber ging über vier Tag. Geschossen wurde in einer sogenannten Rotte, einer Gruppe von sechs Teilnehmern. In Gwerders Gruppe befanden sich Schützen aus Italien, Spanien, Griechenland, Tschechien

und Ungarn, was die gegenseitige Verständigung interessant machte. Erschwert wurde der Wettkampf durch die konstanten Aussentemperaturen von 40 Grad im sommerlichen Italien. Sein Ziel im Mittelfeld platziert zu werden, hat Josef Gwerder zwar erreicht, allerdings mit weniger Punkten als erhofft. Trotzdem, ein beachtliches Ergebnis für die erste Teilnahme an einer WM.

Für die nächste Zeit hat z'Bäschelers Sebel schon wieder neue Ziele anvisiert. Er möchte sicher wieder an der Schweizermeisterschaft teilnehmen und das nächste Jahr ein zweites Mal bei der WM dabei sein.



Josef Gwerder in voller Schützenmontur beim Training im Selgis.

Ein Hüritaler in französischen Diensten

■ Einblicke in die Familiengeschichte der «Hoferig» und «Schnäpfig»

«D's Chapf Karli», wie Karl Im Hof im Volksmund genannt wurde, stammte aus dem Geschlecht der Imhof im Hürital und war in jungen Jahren als Söldner in Frankreich. Er war der letzte aus dem Geschlecht der Imhof, der den Kapf besass. Nach seinem Ableben ging der Kapf nach sechs Generationen Imhof an die «Schnäpfig» (Suter) über.

I Walter Imhof

Söldner für den König von Frankreich

Wie so viele Muotathaler, suchte auch Karl Imhof in jungen Jahren das Glück als Söldner im Ausland. Er diente dem König von Frankreich und kam zumindest wieder gesund nach Hause. Zwei seiner Verwandten – ebenfalls vom Kapf – kamen 1786 und 1838 in Frankreich ums Leben. Vom früher legendären Karl Imhof soll so einiges geschrieben und erzählt worden sein.

So schreibt Fritz Ineichen 1962 in seinem Büchlein «Originale» Seite 54: «Der Chapf-Karli aus dem Muotatal diente im Solde des Königs von Frankreich. Er war ein prächtiger, kräftiger Soldat und gefiel dem König so gut, dass er ihn einen Wunsch aussprechen liess, der erfüllt werden sollte, sei es was es wolle. Der Karli besann sich ein wenig und meinte dann treuherzig: «Zwee Stund go ligge möchte er jetzt einisch». Natürlich wurde ihm dieser Wunsch erfüllt. Er ist aber sein Lebtage arm geblieben.

Der Kapf geht an die Schnäpfig über

Karl Imhof kam am 22. November 1789 als jüngstes Kind von Jakob Anton Imhof und der Marie Theresia Gwerder im Kapf auf die Welt. Jakob Anton Imhof ist der Stammvater der «Jäggli». Das grosse Kapfhaus wurde 1767 von Karl Imhofs Vater und zwei seiner Brüder gebaut. Mit diesem Karl Imhof lebte bereits die 6. Generation des Geschlechtes Imhof im Kapf und wie es sich ergab, zugleich auch die letzte. Karl lebte mit seinen zwei ledigen Brüdern zuletzt im Kapfhaus. Er vermachte 1859 das Kapfhaus der Witwe M.A. Regina Imhof und ihren Söhnen. Diese war ja eine Tochter seines Bruders Jacob Thadä Imhof und verheiratet mit Josef Benedikt Suter in der Tschalun. Dieser ist in «Heire-



Das grosse Haus im Kapf, welches sechs Generationen lang den «Hoferig» gehörte und nun schon seit 1859 im Eigentum der «Schnäpfig» ist.

lis Reesels» Haus aufgewachsen und mit 24 Jahren beim «Flötzen» in der Muota ertrunken. Die Witwe M. A. Regina Imhof konnte in das fast leer stehende Haus im Kapf einziehen, wo sie ihren Onkel Karli Imhof bemuttern konnte, so dass er 1859 ihr und ihren Söhnen seinen Anteil Haus übergab. Nach der Überlieferung soll Karl alle drei Wohnungen im Kapfhaus besessen und alle den «Schnäpfig» vermacht haben.

Unmögliche Teilung und Vererbung

Alte Gülden und Briefe sind sehr oft wahre Fundgruben für Geschichtsforscher und Geschichtsinteressierte, geben aber auch Einblick ins alltägliche Leben und Zusammenleben oder Auskunft über Familien- und Besitzverhältnisse. Die Liegenschaftsabtretung im Kapf aus den Jahren 1859 und 1877 ist ein aufschlussreiches Dokument zur Regelung materieller und sozialer Verhältnisse im 19. Jahrhundert. Das Lesen dieser Liegenschaftsabtretung lässt einen aus heutiger Sicht staunen und schmunzeln. Das Zusammenleben mehrerer Par-

teien in einem Haus war in der damaligen Zeit nichts Aussergewöhnliches und verlangte neben organisatorischem Geschick auch Rücksichtnahme, Toleranz und gegenseitige Hilfe. Vor allem, wenn beispielsweise mehrere Parteien sich eine Küche, den Korridor, die Laube und den Keller teilen mussten. Ob das immer in gutem Einvernehmen und so friedlich vonstatten ging, auch wenn alles noch so genau geregelt wurde, lassen die Schriften offen.

Auszug aus der Liegenschaftsabtretung 1859

«...dass Karl Imhof der Witwe Marianne Suter, geb. Imhof, und ihren Söhnen Josef Benedikt Suter und Josef Leonhard Suter zu Eigen überlassen und abgetreten hat.

1. Einen Anteil Wohnhaus samt Hausgarten wie Matte der untere Kapf genannt, samt Stallung. Ferner einen Anteil Stallung in des Josef Lienhard Suters Mattli ein Stück Wald im Hürital gelegen.
2. Einen Anteil Hütte und Gaden aneinander im Lipplisbüel.
3. Einen Anteil Gütsch im Lipplisbüel.

Weitere Bedingungen: ...es wird angezeigt, dass die Besitzer des andern Anteils des Hauses das Recht haben, beim Brunnen das Wasser zu holen.

...dagegen verpflichten sich die Anwohner dieser Liegenschaften den Karl Imhof lebenslänglich in gesunden und kranken Tagen in Speis, Trank und Kleidung unklagbar zu unterhalten und zu verpflegen. Sollte aber Karl Imhof gründlich Klagen in Betreff der Kleidung und Verpflegung haben, so mag er sich von ihrem Tische entfernen und eine eigene Haushaltung führen. Ebenso soll ihm die mittlere Stubenkammer als alleiniges Schlafzimmer zu überlassen sein und er von sämtlichen Hausgeräten und ... gebrauchen kann, was er bedarf zudem hat er unentgeltlich Holz...

Auch haben die Gebrüder Suter ihrer Schwester Katharina so lange sie ledig ist, freie Behausung und Holz zu geben und mit derselben nach dem Ableben des Karl Imhof ihr Hausrat zu teilen... dass zu Leb-

zeiten des Karl Imhof von diesen abgetretenen Eigenschaften weder verkauft noch vertauscht werden solle, auch kein Holz geschlagen und keine Gerätschaften verkauft werden dürfen, damit Imhofs gehöriger Unterhalt stets gesichert bleibe.»

«1877: Kund und zu wissen sei hiermit, dass Jungfrau Katharina Suter als Bevollmächtigte der Witwe Marianna Suter geb. Imhof... dem Josef Leonhard Suter im Hürital zu kaufen gegeben hat:

1. Anteil vom unteren Kapfli mit halbem Stall Nr. 535.
2. Ein Stück abgeholzter Waldboden im Kapf Nr. 534.
3. Von dem Wohnhaus im unteren Kapf nebst Hausgarten Haus Nr. 537 gehört zu dieser Nr. 537a und zwar speziell: Die hintere Stube und die hintere Kammer darob, die mittlere Kammer ob der Küche, die Hälfte Vorlaube, der Keller unter der Stube, 2 Teile in der Küche.»

Zum Stammbaum



Zu den feurigsten Plätzen im Tal

Sommerzeit ist Grillzeit!

■ Offizielle Picknickplätze im Muotatal

Aus Vorgärten und privaten Sitzplätzen qualmt es an schönen Abenden und auch manche Terrasse sendet Rauchsignale in die Nachbarschaft. Auf Teufel komm raus wird gegrillt und gebrutzelt. Der satte, appetitanregende Geruch steigt in die Nase und aktiviert den Speichel im Mund. Mmmh!

I Peter Betschart

Wer keinen Garten und keine Terasse für solche Vergnügen besitzt, hat im Muotatal an mehreren Stellen die Möglichkeit, diesem Trieb nach zu gehen. Der Verkehrsverein unterhält Feuerstellen und gibt sich Mühe, sie sauber zu halten. Abfallkörbe sind in der Regel nicht aufgestellt, weil sie zur allgemeinen Entsorgung von Hauskehricht einladen. Bisher funktioniert das gut und der Abfall wird als Zeichen des Dankes für das Holz und die saubere Feuerstelle wieder mitgenommen.

Eine schöne Feuerstelle befindet sich am Witzwanderweg im Gütschtobelwald, also zwischen Blackerli und Laupfers. Gerade an heissen Sommertagen ein wunderschöner Platz. Auch die Feuerstelle im Wigetli, bei der Einmündung des Mettelbach in die



Mike Gwerder freut sich auf die Grillwurst und hilft darum gerne beim «aafüürä».

Muota, ist wieder in bestem Zustand und hat gleich mehrere Grillplätze, Bänke und sogar einen Tisch. Ideal für Gruppen und Eltern mit Kindern, da in der Nähe auch Platz zum Spielen besteht. Die nächsten beiden Grillplätze sind an der Strasse ins Bisistal, im Cholplatz bei der Zwingsbrücke und an der Muota in der Steinweid. Beide Plätze haben ein Holzhüttli dabei, welches immer wieder auch bestückt wird. Nicht zu vergessen sind die beiden Pick-

nickplätze im Sali. Der eine an der Muota, etwa 50 Meter vor der Brücke und der andere als Grillplatz der «Schweizer Familie» grad oberhalb der Wirtschaft Sali. Beide Plätze sind mit einem Zaun umgeben, damit sie von Kuhfladen und ähnlichen natürlichen Verschönerungen verschont bleiben. Die Feuerstellen sind von der Strasse her signalisiert.

Daneben finden sich in der ganzen Gemeinde auch etliche wilde Feuerstellen, teilweise aber an gefährlichen Standorten. So ist es beispielsweise äusserst risikoreich, im Gross Band Feuer zu machen. Dieses ist der Sonne dauernd ausgesetzt und extrem trocken. Ein Brand hätte katastrophale Auswirkungen.

Jetzt aber los! Grillschnecke, Bratwurst oder Steak gefällig? Ä Guätä!



Von Meiri fachmännisch gegrillt. Eine Gaumenfreude!

«Dr Fäldma Edi» auf Besuch in Illgau...

...oder, wo Edi Feldmann am liebsten seine «Kaffeemöggä» ass

Edi Feldmann (15.2.1917–6.3.1998), Näfels, vielerorts bekannt unter dem Namen «Geisserli Edi» oder «Zündhölzli Edi», war ein Original, wie man heutzutage nicht mehr viele antrifft. Die nachfolgenden Zeilen erzählen von seinen häufigen Aufenthalten in Illgau.

I Konrad Bürgler

Ein ruheloser Mensch und Wandervogel

Der Schöpfer hat dem lieben Edi nicht allzuviel Intelligenz in die Wiege gelegt, aber deren Mangel durch eine grosse Gutmütigkeit kompensiert. Edi wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf und kaum jemand hatte Zeit, sich des geistig Zurückgebliebenen anzunehmen. Edi wollte nicht eingesperrt sein, das war nicht seine Welt. Frei wollte er sein! Darum wohl fehlte die Zeit für Bildung an allen Ecken und Enden. Zur Winterszeit gefiel es ihm im Armenhaus seiner Heimatgemeinde recht gut. Er hatte zu essen und ein warmes Bett. Kaum aber war es Frühling, hielt es Edi nicht mehr aus – er musste weg. Als Tagelöhner verdiente er sich irgendwo eine warme Mahlzeit, schlief aber meistens im Stall, Wagenschopf oder in der freien Natur. Seine Wanderlust prägte sein ganzes Leben. Eine Kleinigkeit war es für Edi, über den Prangel nach Muotathal und Illgau zu wandern, wo er tageweise bei verschiedenen Familien Arbeiten im Garten und Stall verrichtete. Er tat dies nicht immer sehr pflichtbewusst, denn, packte ihn das Fernweh, so liess Edi die angefangene Arbeit stehen und war für Tage nicht mehr gesehen. Niemand war ihm deswegen böse, es war seine Art. Wie viele Kilometer Edi in seinem Leben gelaufen ist, kann nicht heraus gefunden werden. Auf alle Fälle wurde er oft in unserer Region gesehen.

Wie Edi Illgau entdeckte – und die Illgauer ihn

Es war in den frühen Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts, als er zu Fuss nach Illgau unterwegs war. «Seebeli», unser damaliger Camionneur, nahm ihn vom Grönenwald mit dem Auto mit. Er, Edi, habe das «Chileli» gesehen und wollte dort hinauf. Da wurde er dann gleich noch zum «z'Mittag» eingeladen. «Frälein gänds mer no der Salad abä». Er war scheu und dankbar und bedankte sich immer. «Danggä,



Edi der Wandervogel. Mit Stock und seinen wenigen Habseligkeiten im Rucksack.

Muetter, für dich hani au bättet – bi noch z'Eisiedlä gsi». Sehr gerne ass Edi «Kaffeemöggä» und «Schnitzli», denn mit seinem Gebiss war es nicht zum Besten bestellt. Als ihn «z'Bälzäli Seff» zum ersten Mal getroffen hat, war er gerade beim «Mischt aaleggä». Edi hatte einen grossen «Schranz übers Hosäfüdli appä». Im Rucksack hatte Edi vielfach Kleider, die er von Leuten erhalten hatte. Wegen seiner angeborenen Blasenschwäche war er oft in nassen Hosen anzutreffen. Da war der Kleiderverschleiss gross. Den Wert des wenigen Geldes, das Edi etwa bei sich hatte, kannte er nicht. So zog er ein «Zwänzgerli» stets einem «Fünzfzigerli» vor, weil dieses grösser war. Trotzdem konnte er sich ab und zu eine Brissago leisten, die er genüsslich rauchte.



Im Mattli liess sich Edi gerne nieder und verpflegen.

Hunger – Edi kannte ihn

Manchmal aber kam er mit grossem Hunger zu den Familien und einmal, als er bei einer Familie zum Essen eingeladen war, packte er zünftig zu, um sich dann mit gebührendem Dank zu verabschieden und bei der Nachbarsfamilie noch hinein zu schauen. Dort habe er dann nochmals gegessen, als ob er noch nüchtern gewesen wäre. Im «Mattli» habe Edi einmal eine Blutwurst vorgesetzt bekommen, diese «gräderlet und mitsamt dr Hülschä ggäsä». Im Tannegg hatte Edi ein Depot seiner Ware, die ihm gehörte. Das waren Kleider, Werkzeuge, Nägel und anderes mehr. Sein Eigentum kontrollierte er öfters, durchwühlte es und liess es wieder liegen. Nur ab und zu benötigte er für seine Arbeit etwa ein Beil zum Holz «schiitä» oder sonst irgendwelches Werkzeug. In der Talstation der Seilbahn Illgau-Ried telefonierte Edi: «Ufä fahrä». Gut, Elisa, die Betriebsleiterin, bediente die Seilbahn. Oben war nur der Rucksack von Edi in der Kabine. Edi telefonierte wieder: «Ruggsack usänäh, ich sälber laufä lieber ufä».

Wurde Edi etwa auf Freundinnen angesprochen, erzählte er von seiner Trudi, die irgendwo in der Region gewohnt haben soll. Gelegentlich zeigte er einen Ring, den er von seiner Freundin erhalten habe. Im «Stapfetli», unterhalb der «Mütschenen», steckte er gar einmal eine kleine Parzelle von rund zwei auf drei Meter ab und umspannte diese mit einer Schnur. Das wäre sein Hausplatz gewesen. Am liebsten ass Edi seine «Kaffeemöggä» wohl beim Dörfli Toni, im Sonnheim, Tannegg, Mütschenen, Mattli, Nühüs und beim Boden Meiri.

Edi war alles andere als ein «Fecker». Er war ein ruheloser Vagabund. Denen, die ihn gekannt haben, wird Edi zeitlebens in guter Erinnerung bleiben.

Pfarrerwechsel in Muotathal zeichnet sich ab

■ Daniel Birrer verlässt die Pfarrei Muotathal

Wie Pfarradministrator Daniel Birrer in den Gottesdiensten vom 2. und 3. Juli verkündete, beabsichtigt er, sich auf Sommer 2012 die Pfarrei Muotathal als Pfarrer den Pfarrei Ingenbohl-Brunnen wählen zu lassen und dort die vakante Pfarrerstelle zu übernehmen.

Damit verlässt ein beliebter Seelsorger nach 16 Jahren segensreichem Wirken die Pfarrei Muotathal. Diesen Wegzug bedauert der Kirchenrat und die Pfarrei, verliert die Pfarrei doch damit einen engagierten Seelsorger.

Zusammen mit Pfarrer Nico Unterhuber trat Daniel Birrer 1996 die Stelle als Pastoralassistent in der Pfarrei Muotathal. Ihm oblagen vorab der Religionsunterricht in der Primar- und Oberstufe und verschiedene seelsorgerische Aufgaben. Nach vie-

len Jahren als Pastoralassistent fühlte sich Daniel zum Priester berufen und wählte den zweiten Bildungsweg. Am 12. März 2005 war es soweit: Daniel Birrer wurde von Bischof Amédée Grab in der Kathedrale Chur zum Priester geweiht. Die Primizfeier folgte dann am 19. März in der Pfarrkirche Muotathal. Mit Freude nahm die Pfarrei Muotathal zur Kenntnis, dass Daniel Birrer im Tal bleiben durfte und als Vikar eingesetzt wurde. Auf den 1. März 2009 musste Pfarrer Nico Unterhuber krankheitshalber demissionieren. Auf Ersuchen des Kirchenrates wurde Daniel Birrer zum Pfarradministrator der Pfarrei Muotathal ernannt. Diese Aufgabe erfüllte er seit März 2009 mit viel Einsatz und grosser Umsicht. Umso grösser ist nun das Bedauern über seinen geplanten Wegzug.



Pfarradministrator Daniel Birrer am Weiss-Sonntagsgottesdienst 2010.

Erinnerung an russischen Feldzug

■ Ukrainische Künstler schaffen Riesengemälde von der Schlacht an der Franzosenschanze 1799

Die Erinnerung an den Feldzug des russischen Generals Suworow, der im Herbst 1799 mit seinen Truppen durch die Schweizer Alpen zog, wird von den Russen gepflegt und so lebendig erhalten.

Im September 1799 wurde an der Franzosenschanze eingangs Muotathal zwischen den russischen und französischen Truppen ein erbitterter Kampf ausgefochten, der auf beiden Seiten viele Opfer forderte. In Erinnerung an diesen Kampf schaffen nun die zwei ukrainischen Künstler Fjodor Ivanizki und Veronoka Chomaiko ein Riesengemälde von 600 x 270 cm. Auf dem Gemälde wird nun diese Schlacht an der Franzosenschanze nachgezeichnet, dies mit Blickrichtung Muotathal, wobei man auch die Pfarrkirche schemenhaft ausmachen kann. Die Vorarbeiten an diesem Riesengemälde wurden in der ukrainischen Stadt Mykolajiw ausgeführt. Damit Ort und Geschehen möglichst detailgetreu dargestellt wird, musste das Gemälde per Auto ins Tal gefahren werden, wo es in der ehemaligen «Buutig» von «Häniis Xaveri» an der Hauptstrasse 19 fertig gestellt wird. Leider ist das Gemälde nicht für das Muotathal bestimmt, wo es auch hingehörte, sondern ist für das Suworow-Museum von Walter Gähler in Linthal. Vielleicht erhält die Gemeinde Muotathal wenigstens einen Abzug von diesem Gemäl-

de. Initiant, Projektleiter und Sponsor ist ein gewisser Boris Poljakov, der nicht nur ein «Fan» von Suworow, sondern auch ein ausgezeichnete Kenner der Geschichte.

Wie Poljakov ausführte, ist dieses Gemälde ein Teil von weiteren geplanten Projekten, die er noch umsetzen möchte.

Walter Gwerder



Der Kunstmaler Fred Ivanitzki an der Arbeit. Dabei ist erstaunlich, wie detailgetreu die Soldaten dargestellt werden.

«Gastfreundschaft ist unser oberster Gebot»

■ Personalwechsel in der SAC-Hütte Glattalp

Seit 2007 ist Franziska Gwerder, «ds Heiris Edis», Hüttenwartin der SAC-Hütte Glattalp. Vier Sommer bildete sie zusammen mit Eliane Bürgler ein erfolgreiches Team. Im letzten Herbst heiratete Eliane Bürgler und steht daher nicht mehr zur Verfügung. Da Franziska, ausser in den Ferien, als Kindergärtnerin tätig ist, musste für die Wochentage eine Stellvertretung gefunden werden. In Stephan Meister fand sie die geeignete Person. Stephan Meister hatte im letzten Sommer in der Planurahütte schon die Stellvertretung inne. Besonders an schönen Wochenenden sind aber zusätzliche Helferinnen und Helfer erforderlich, um die vielen anfallenden Arbeiten bewältigen zu können.

Familienfreundliche SAC-Hütte Glattalp

Die SAC-Hütte Glattalp gilt als familienfreundlich. Um dieses Label zu erreichen

ist auch einiges unternommen. So wurde 2007 die Hütte elektrifiziert. Die Schlafräume erhielten neue Duvet. Im Frühling 2008 wurde die Küche saniert. 2010 gab es eine Wasserleitung und zugleich eine kleine Dusche für den Hüttenwart. Für die Kinder wurde ein Mini-Hühnerhof und ein Trampolin eingerichtet. Von Beginn an legte das Hüttenwart-Team grossen Wert auf eine heimelige Atmosphäre. Sie achten darauf, dass es immer schön angerichtet ist und pflegen das Detail. So gibt es an Wochenenden auch selbst gebackene Kuchen zu verkosten. Die SAC-Hütte auf der Glattalp ist zu einem beliebten Ausflugsziel für Wanderer geworden. Sie ist einfach zu erreichen. Ab der Bergstation der Glattalpbahn ist es nur noch ein Katzensprung. Vom Feldmoos her über Milchbüelen ist die Glattalp in zwei Stunden leicht zu erreichen. Kein Wunder, dass

die Besucherzahlen in letzten Jahren stetig zugenommen haben. Damit es auch so bleibt, wird den Gästen etwas geboten. Etwa an der Glattalp-Chilbi werden die Besucher durch das «Echo vom Schattähäl» musikalisch unterhalten.

Aufgeschnappt

Es gibt sie nicht nur in Märchen – die Heinzelmännchen

Wer wünscht sich nicht ab und zu ein Heinzelmännchen/frauchen, das einem ganz still und unscheinbar eine Arbeit abnimmt. Und macht das tatsächlich jemand, so sind wir dieser Person sehr dankbar und haben Freude. Im Thal gibt es jemanden, der für uns alle etwas tut, auch wenn dies gewöhnlich kaum jemand wahrnimmt.

In der Person von Richard Betschart, bekannt als Pöstler im Thal, haben wir einen, der ohne grosses Aufsehen Abfall von den Strassen und Plätzen einsammelt. Richard wurde von Leuten schon beobachtet, wie er sich auf seinen Touren bückte und herumliegenden Güsel aufhob oder sogar abends mit einem Sack unterwegs war und alles auffas, was gedankenlos wegschmissen wurde. In der Schweizer Illustrierte bekäme er jetzt die «Rose der Woche» und bei uns im Zirk sagen wir dir einfach Dankeschön, dass du das für uns alle tust!

Brigitte Imhof



Hüttenwartin Franziska Gwerder umgeben von ihrer Hilfsmannschaft. Rechts von Franziska der neue Hüttenwart-Stellvertreter Stephan Meister, vorne links, Egon Ulrich, «ds Pitschä», dahinter Erika Inderbitzin und Markus Ulrich, ebenfalls «ds Pitschä», und leicht verdeckt hinter Stephan Meister, Florian Heinzer, der sich in der Ferienzeit in der SAC-Hütte nützlich macht.



Das Heinzelmännchen im Tal, Richard Betschart, «ds Eggers».